

Möser's Name ist seit der Zeit, da dem Deutschen durch ein Nachbarvolk seine Unabhängigkeit geraubt, darauf durch glorreiche Anstrengung und That dieselbe wiedergewonnen wurde, in Deutschland häufiger genannt worden; seine Vaterstadt hat die Stimme der Nation nicht überhört, und ihm zu rechter Zeit ein Denkmal gesetzt, seines Namens würdig; auch dies ward Anlaß, daß man denselben häufiger aussprach. Es ist dem großen Manne gegangen wie so vielen seines gleichen: die wahre Größe, wenn sie Denkmäler ihres Geistes und Wirkens hinterlassen hat, wird im Andenken der Welt nie erlöschen; aber es giebt Zeiten, in denen ihrer weniger gedacht wird, theils weil die Interessen der verschiedenen Zeiten verschieden sind, theils weil es mit großen Männern wie mit den Gestirnen ist; nicht alle können zugleich culminiren, und die eben culminirenden ziehen vor den übrigen die Augen der Menschen auf sich. Dann kommen Zeiten und Anlässe, die jene wiederum in hellerem Lichte leuchten lassen. Die so erzeugte Stimmung sollte man

nugen, um den jetzt empfänglichen Gemüthern der Menschen das jedesmal auftauchende Große faßlicher, lebendiger, eindringlicher zu machen. Auch das minder Bedeutende wirkt in einer solchen Zeit; wie man den Reliquien der Heiligen an den Festen derer, denen sie angehören, eine besondere Kraft zutraut.

Betrachtungen dieser Art bewogen den Herausgeber, dem Publikum Reliquien von Justus Möser mitzutheilen, die günstige Umstände in seine Hände brachten. Sie sind sehr verschiedener Art; doch werden sie alle, wie an sich, so in dem oben erwähnten Sinne, willkommen seyn; und sollte einst sich ein Mann finden, der, nach der verdienstvollen Vorarbeit Nicolai's, eine ausführliche Biographie Möser's zu schreiben unternähme, dann dürfte manche von den Reliquien diesem von großem Werthe seyn.

Das Publikum erhält also zuvörderst:

Einen Brief Möser's an seinen jüngern Bruder, Johann Zacharias, geboren im Jahre 1726, gestorben als Criminal-Actuar zu Osnabrück 1767. Dieser talentvolle aber seltsame Mann, der, bei einem regen Geiste, sich nicht in die Schranken des gewöhnlichen Lebens zu finden wußte und nicht die sittliche Größe besaß, die den Bruder auch in anfänglich gering scheinenden Verhältnissen Großes zu schaffen trieb, hatte in Jena die Rechte studirt. Er

mag dort nicht eben gut gewirthschaftet haben; denn der Vater klagt in einem aufbehaltenen Briefe über Schulden, die jener in Jena gemacht und die nun von ihm bezahlt werden müssen. Mancherlei Projecte füllten den unruhigen, keiner Ausdauer fähigen Kopf. Er ging (i. J. 1751) nach Tripolis, um dort sein Seil zu versuchen; auch gelang es ihm, bei dem holländischen Consul daselbst, Klippel, die Stelle eines Secretairs zu erhalten. Er legte sich ferner, und vielleicht schon eher als er nach Tripolis kam, auf die Alchymie und suchte sich durch sie den Stein der Weisen, Reichthum zu erwerben. Dann that er dem Vater Vorschläge, ihm ein Capital vorzuschiefen, um als Handelsmann speculiren zu können, wozu die mit geraubtem Gute nach Tripolis zurückkehrenden Corsaren die beste Gelegenheit böten; auch sich der Arzneikunde zu widmen stel ihm ein. Für das Alles hatte der Vater kein Ohr; er brachte es endlich dahin, daß sich der Sohn zur Rückkehr in das Vaterland entschloß; wo er i. J. 1753, nach einer stürmischen Seefahrt, ankam. Die Documente zu allem diesem bestehen in einigen wenigen Briefen, die für die Familie Möser sehr characteristisch sind. Der verirrte, um nicht zu sagen verlorne, Sohn schreibt dem Bruder italiänisch*),

*) Ein späterer Brief von diesem aus Dösnabr. an jenen Klippel ist in holländischer Sprache geschrieben.

gewandt, kühn; besonders ist ein Brief aus Livorno (30. Januar 1753), der die stürmische Fahrt schildert, interessant; der Vater schreibt deutsch, wohlmeinend, practisch=tüchtig, den Sohn tadelnd und zurechtweisend, ohne ihn sinken zu lassen, während die Mutter, als Postscript, wenige fromme und herzliche Worte in colossalen Lettern zufügt, um die Seele des Sohns bekümmert, wie um die Wäsche desselben. Justus Möser's Brief — es ist nur ein einziger vorhanden — ist französisch geschrieben. Wir theilen ihn hier mit, weil er in Bezug auf den Schreiber bedeutend und charakteristisch, und weil er Nicolai'n berichtigt, der in seiner Biographie (S. 104) sagt, „dieser habe an den kostbaren Versuchen seines Bruders, den Stein der Weisen zu finden, Theil genommen.“ Wie interessant auch, nach dem wenigen eben Gesagten und dem mitzutheilenden Briefe, dieses Brüderpaar zu betrachten! beide begabt, geistvoll, Ungemeinem gewachsen; der eine aber in seiner Genialität auf Irrwegen sich umhertreibend, während der andre die angeborne und gepflegte sittliche Haltung und Würde und den „tüchtigen Menschenverstand,“ durch die er als wirkend im Staate, als Schriftsteller, als Mensch überhaupt sich so sehr auszeichnete, zu erkennen giebt.

Es folgen fünf Briefe von Göthe, zwar nicht geradezu an Möser, sondern an dessen Tochter,

Jenny von Voigts, die Herausgeberin der Patriotischen Phantasteen, gerichtet, nebst einem von dieser an jenen. Die Veranlassung zu dem ersten in der Reihe berichtet Goethe selbst in seiner Biographie (Taschen=Ausg. Th. 26, S. 239 f.), und in einer Weise, die ihn selbst ehrt, wie den Geist, dem er seine Huldigung bringt. „Mißfiel es, heißt es dort, dem jungen Autor (des Werther) keineswegs als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden, so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlands seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche Justus Möser zu nennen ist. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze, staatsbürgerlichen Inhalts, waren schon seit einigen Jahren in den Osnabrücker Intelligenzblättern abgedruckt, und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte, was irgend würdig zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich hervorthat. Möser's Tochter, Frau von Voigts, war beschäftigt, diese zerstreuten Blätter zu sammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich setzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu versichern, daß die für einen bestimmten Kreis berechneten wirksamen Aufsätze, sowohl der Materie als der Form nach, überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen diese Aeußerung eines nicht ganz

unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Besorgniß, die sie gehegt, durch diese Erklärung vorläufig gehoben worden.“

Dieser Brief, in dem Jahre geschrieben, wo die Leiden des jungen Werther erschienen, ist besonders interessant, weil er mit einem Ereigniß zusammenhängt, welches von der größten Bedeutung für Goethe's Leben war. Wem ist nicht aus des Dichters Biographie bekannt, daß es vorzüglich ein Gespräch über die Patriotischen Phantasteen war, was den jungen Herzog von Weimar und dessen Begleiter auf Goethe aufmerksam machte und ein Verhältniß gründete, das in seinen Folgen so sehr bedeutend werden sollte! Dann gehört dieser Brief zu den wenigen, die aus des Dichters frühesten Periode übrig sind; und gehören wir auch keinesweges zu denjenigen, die die späteren Briefe desselben nicht gelten lassen wollen, die sich nicht darcin finden können, daß auch der große Dichter alt wird und, nachdem er ein langes Leben hindurch des Geistigen volle Genüge gehabt hat, sich einer kräftigen, derben, treuen Natur erfreut und mit Treue ihr anhängt *): so erkennen wir doch auch den

*) Hiemit wollen wir nicht sagen, es habe Zelfern an Geist gefehlt. Wie wäre es nur denkbar, daß Goethe sich mit einem an Geist armen Menschen so innig hätte verbinden können? — Ihm stand der Musiker, der geistreiche Componist seiner Lieder, und mit Recht, sehr hoch; er bedurfte

besondern Reiz der früheren Briefe an, in denen sich Goethe's jugendliche Frische, seine Kraft und sein Streben ausspricht; und dieser Reiz wird erhöht, wenn zu der jugendlichen sich selbst bewußten Kraft Ehrfurcht vor dem wahrhaft Großen sich gesellt und liebevolle Anerkennung eines Verdienstes, das man sich selbst gern aneignen möchte. Nichts ist ferner erfreulicher als die Wahrnehmung eines Menschen, der durch ein langes, reiches und bewegtes Leben hindurch sich selbst, d. h. dem Bessern in ihm, treu bleibt. Haben wir in diesem Briefe des fünfundzwanzigjährigen Goethe nicht schon den, der als Greis noch die Ueberslieferung so hoch achtete, und, wenn irgend, da vor allem zürnte, als ein übermüthiges junges Geschlecht sich mit Originalität brüstete?

Der bedeutendste unter den fünf Briefen ist aber ohne Zweifel der zweite; und vielleicht ist aus dieser Periode von Göthe's Leben kein bedeutenderes brieftli-

seiner bei seinen die Musik betreffenden Studien. Aber die derbe Natürlichkeit Zelter's, die Schicksale, durch die sich dieser so kräftig durchschlug, hatten gewiß ein großes Gewicht bei Goethe, und gaben vorzüglich Anlaß zu der innigen Freundschaft, die zwischen beiden Männern statt fand. Wir sollten uns, statt zu kritisiren, und nichts zu achten, was nicht voll des sublimsten Geistes ist, der Günst des Schicksals freuen, das uns aus den verschiedensten Lebens-Epochen des großen Dichters, Briefe an Lavater und Möser, an Schiller, an Zelter, erhalten und gegönnt hat.

ches Document vorhanden. Man sieht es dem Briefe an, daß er überdacht ist, daß Goethe fühlte, welche Aufrichtigkeit und Offenheit er dem Character des Mannes schuldig sey, an den er schrieb; und um so mehr, weil er manchen der im Briefe berührten Ansichten Möser's nicht beistimmte. Nur wenige Briefe unter den vielen, die wir von Goethe haben, können, so scheint uns, diesem an die Seite gestellt werden. Die Veranlassung dazu ist bekannt genug und erhellet hinlänglich aus dem Briefe selbst, wie aus dem ihm vorausgehenden Schreiben der Tochter Möser's und aus des Letztern Schrift über die deutsche Literatur (Möser's vermischte Schriften, Th. 1, S. 184 ff.). Ist der Brief wegen dieser Veranlassung interessant, so ist er es auch aus folgendem Grunde. Die Kritiker, die Goethe gefunden, zerfallen in drei Klassen, die man auch Parteien nennen kann: entweder sind sie unbedingte Verehrer, oder sie verwerfen unbedingt, oder sie unterscheiden den frühern Goethe von dem spätern, und namentlich erheben sie den deutschen Goethe über den, der aus Italien zurückkehrte. Die aufrichtigen und verständigen Verehrer des Dichters führen wir hier nicht auf; sie bilden keine Partei. Diejenigen aber, die der Meinung sind, Italien habe den deutschen Dichter verdorben, werden sich wundern, schon im Jahre 1781 Goethe'n seinen Gög „die

Production eines ungezogenen Knaben“ nennen zu hören. Denn schon damals, eine geraume Zeit vor seiner Reise nach Italien, mochte der große Gedanke in ihm keimen, den er später in solcher Gediegenheit aussprach: „Jeder sey in seiner Art ein Grieche; aber er sey es!“ und gewiß hatte er in jener Zeit schon, innig verbunden mit einem Fürsten, der dies zu seyn verdiente, sich über Begriffe und Vorstellungen erhoben, durch die Andere, minder Begabte ihr Leben lang die höhern und heitern Regionen der Kunst zu erreichen, oder nur zu erkennen gehindert wurden. Wie gebildet und groß erscheint Goethe's Verstand in diesem Briefe! die Weise, in der er das Verhältniß der Großen zur Kunst betrachtet und erkennt! Und wer fände den erhabenen Geist, wie er im Verlauf einer langen Zeit sich uns offenbart hat, nicht in den wenigen Worten: „Lassen Sie uns darüber (über die einseitige Mißbilligung des Götz von Seiten des Königs) ruhig seyn, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.“ Wir gedachten oben des erhebenden Gefühls, das ein Mann erweckt, der einem großen Grundsatz ein langes Leben hindurch treu bleibt. Ist es nicht als ob wir Goethe in seinen späteren Lebensperioden sprechen hören, wenn wir aus der Seele des jungen, in der Frische

und Fülle seiner Kraft stehenden Mannes die Worte vernehmen: „Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er solle versichert seyn, daß ich mich noch täglich nach den besten Uebersetzungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd und schreibend und lesend immer näher zu kommen.“

Noch in einer andern Hinsicht ist uns dieser Brief merkwürdig. Möchte auch etwas von jenem gegen die Regierenden gerichteten Oppositionsgeiste sich in dem jugendlichen Goethe regen; was ihn trieb den Götz, dies vortreffliche Werk, in welchem sich schon die volle Kraft des großen Dichters kund giebt, zu dichten und ihm diese Gestalt zu geben, war vor Allem das Gefühl „der Nothwendigkeit einer freieren Form“*); dann der Gedanke, ein vaterländisches Gedicht zu schaffen und, nach Abstreifung der Fesseln einer fremdartigen Form, auf heimischem Boden sich frei zu bewegen; Gedanken also, wie die, die in Möser's Schrift entwickelt sind. Wir schreiben nicht über Goethe, sondern über Möser; sonst würden hier die Fragen

*) S. Goethe's Werke, Th. 31, S. 4.

gründlicher zu beantworten sehn: Ob Goethe schon im Jahre 1781 sich auf dem Wege befunden, den zu tadeln und zu schelten seine Segner nicht ermüden? ob er in seiner Ansicht von der Dichtkunst dem verehrten Veteranen, wie er Mösler nennt, vorausgeeilt sey? ob er in der Iphigenia, dem Wilhelm Meißner angehört habe der vaterländische Dichter zu sehn? oder ob er sich ein höheres Vaterland gefunden, in welchem der Deutsche keinesweges unterging, vielmehr gereinigt und verklärt ward?

Wir bemerken noch, daß das dem zweiten Briefe von Goethe vorangehende Schreiben der Frau von Voigts in einer Handschrift von Mösler vorliegt. Ohne Zweifel ist er auch der Verfasser. Nur die Nachschrift ist von der Hand der Tochter.

Die drei folgenden Briefe sind weniger bedeutend; doch auch nicht unwichtig, weil sie zu Bestimmung einiger Einzelheiten in des Dichters literarischer Thätigkeit dienen, zugleich einen Beweis von der Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit enthalten, womit er sich selbst betrachtete. Das poetische Product, von dem im fünften die Rede, ist wahrscheinlich der Egmont, die Fürstin, deren im vorhergehenden gedacht wird, vermuthlich die Fürstin Gallizin.

In Bezug auf die fünf mitgetheilten Briefe von Goethe siehe hier noch ein Wort desselben aus einem

Aussage, Justus Möser überschrieben (Kunst und Alterth. 4, 2, S. 129): „Gern erwähne ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich nie persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Correspondenz, die ich mit seiner Tochter geführt, worin ich die Gesinnung des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit ausgesprochen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat.“ Jene fünf Briefe sind wahrscheinlich alles, was Goethe an Möser's Tochter richtete.

Das hiernächst Mitgetheilte ist das Concept eines Briefes an den Geh. Kriegsrath Ursinus in Berlin, den Herausgeber der Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart, vom 24. December 1776. Der Brief ist schon in Möser's vermischten Schriften abgedruckt (Th. 2, S. 230 f.); da aber das Concept viel mehr enthält als der wirkliche Brief, und zwar nicht Uninteressantes, so trug der Herausgeber kein Bedenken, dasselbe mitzutheilen; wobei er nur bemerkt, daß die mit [] bemerkte Stelle im Original durchgestrichen ist. Leider fehlt von diesem der Schluß.

Mit gleichem Interesse wird man den auch nicht ganz vorhandenen Brief Möser's an J. B. Michaelis in Halberstadt *) lesen, dem das Schrei-

*) Johann Benjamin Michaelis, geb. zu Zittau in der

ben des Letztern, welches jenen beantwortet, zugegeben ist. Er ist, neben so vielem Andern, ein Beweis, mit welchem Verstande, welcher feinen Beobachtungsgabe Möser die deutsche Sprache und Dichtkunst behandelte und beurtheilte. Wo ist, um nur Eins anzuführen, etwas Gescheidteres und Gründlicheres über die stehenden Epitheta, die Homer seinen Helden giebt, gesagt worden?

Nicht unwillkommen als Zugabe werden die Briefe von Hegewisch und Zimmermann und der von Thomas Abbt an Möser's Gattin seyn. Zimmermann's Brief bedarf einer Anmerkung. Es ist oft bemerkt worden, daß ausgezeichnete Männer durch irrend eine Schwäche mit den Geschöpfen des Tages zusammenhängen, oder in ihr dem allgemeinen Menschenloose ihren Tribut bezahlen. So ist es wohl auffallend, aber nicht wunderbar, daß Möser, „der tüchtige Menschen-Verstand selbst,“ wie ihn Goethe nennt, ein Gewicht auf eine Schrift legen konnte, die dem erfahrenen Zimmermann, als er sie las, vor Staunen aus der Hand fiel. Was die Attitüde betrifft, die Möser so bewährt fand, so giebt vielleicht Folgendes

Ober-Lausitz, gestorben zu Halberstadt, als Schützling Gleim's, im Herbst desselben Jahres, worin er den Brief an Möser schrieb. Ueber ihn s. Förden's Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten, Th. 3, S. 557 ff.

darüber Aufklärung. Mösler, so erzählt man in seiner Vaterstadt, streckte sich, wenn er sich unwohl befand, in ganz horizontaler Lage auf sein Bett hin, in dem Gedanken, das im Körper wohnende Uebel werde sich so durch denselben hinziehen, bis es an der Nasenspitze einen Ausweg finde und auf diese Weise den Patienten befreie. Daß er seinen Körper scharf beobachtete, daß er sich mit Hypothesen über ihn gern beschäftigte, geht aus den Briefen an Nicolai (Nr. 36 und 38) und aus einem hier mitzutheilenden Fragmente: Mösler, über das Spiel seiner Nerven hervor. Man vergleiche auch Nicolai, in der schon erwähnten Biographie, S. 106 f.

Noch manche Briefe an Mösler sind im Besitz des Herausgebers, von Schlözer, Gatterer, Würdtwein, Höpfner, Büsching, Salzmann aus Straßburg, vom Abt Jerusalem, einem Verwandten Mösler's, von Sprickmann, Göcking, Büsch, Boje, Biester, Heilmann in Göttingen u. A. Sie zeugen alle, wie der Brief von Hegewisch, den wir als ein Beispiel von dem Ton und Sinn, in dem man an Mösler schrieb, mitgetheilt haben, von großer Ehrfurcht vor dem Mann, an den sie gerichtet sind, und von dem Gewicht, das sie auf dessen Urtheil legten, aber sie haben zu wenig allgemeines Interesse, und eignen sich überhaupt nicht zu einer Mittheilung in der vorliegenden Schrift.

Die Fragmente aus Mösers's literarischem Nachlaß waren größtentheils schon früher in den Brockhaus'schen Blättern für literarische Unterhaltung abgedruckt (i. J. 1825); man wird sie aber auch hier unter den auf den großen Mann bezüglichen Reliquien gern wieder aufgenommen sehn, und sich an Goethe's Wort erinnern: „Wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Ausfertigungen eines Geistes und Characters wie Mösers, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben wie reine Goldbarren, und noch einen höheren als das ausgemünzte selbst.“ So äußerte sich Goethe in dem oben erwähnten Aufsatze, im Jahre 1823, als der Herausgeber ihm diese Fragmente zugesandt hatte.

Das osnabrückische Raths-Gymnasium bewahrt, als ein theures Geschenk der Erben Mösers's, besonders des zu früh verstorbenen Amts-Assessors und Regierungs-Secretairs Friderici, des großen Mannes ansehnliche, besonders im Fach der Geschichte sehr reiche Bibliothek. Mit dieser kamen auch handschriftliche Sammlungen von Mösers in ihren Besitz, und so auch mannigfaltige Fragmente, Anfänge, hingeworfene Gedanken, deren Ausführung die Zahl der Aufsätze in den Patriotischen Phantasien gemehrt haben würde. Dies alles ist so fragmentarisch, daß der Herausgeber nur das Wenige, was er hier mittheilt, für die

Veröffentlichung ausheben konnte. Auch aus einem andern Grunde mußte er bei dieser Mittheilung mit Bedacht zu Werke gehn. Viele von jenen Fragmenten beziehen sich auf Geschichte, Verfassung, Gesetze, Gegenstände, die Möser in seinen Werken so reichhaltig und ausführlich behandelt hat. Manches in den Blättern, aus denen hier Auszüge mitgetheilt werden, ward wohl nur vorläufig hingeworfen, später modificirt oder ganz verworfen. Durch Mittheilung desselben würde man unrecht handeln gegen den großen Mann. Merkwürdig war es dem Herausgeber, daß zu manchem in den Patriotischen Phantasten erschienenen Aufsätze sich drei bis vier, ja mehr verschiedene Anfänge vorfanden; ein Beweis, daß Möser diese Aufsätze nicht so leicht, wie es scheinen möchte, auf das Papier hinwarf, daß er vielmehr seine Gedanken lange mit sich herum trug, daß er lange probirte, bis er endlich die passende Form fand. Dem Forschenden begegnen in diesen Papieren manchmal Gedanken, Reflexionen, nackt und in der einfachsten Weise hingestellt, die später in den Phantasten in einer Form ausgesprochen und verarbeitet erschienen, die außer Möser nicht leicht jemand gefunden haben würde.

In dem ersten der mitgetheilten Fragmente finden wir Möser vertraulich sich mittheilend, Mensch zu Menschen über sein Leben sprechend. In welcher

Zeit diese Blätter geschrieben worden, ist ungewiß; sie zeigen aber durchaus den reifen, über sich selbst und die Welt klaren Mann. Denn dieser Humor, diese feine Ironie, womit er sein eignes Selbst behandelt, gehen einzig aus großer, zum Eigenthum gewordener Klarheit hervor, die nur das reifere Alter zu geben vermag; sie sind es vor Allem, die Mösers zu dem großen Schriftsteller machten, auf den das Vaterland stolz ist. Wie traurig, daß es bei den wenigen Blättern blieb! — Und doch sind sie ein unschätzbares Document für die große Wahrheitsliebe, die hohe Rechtlichkeit des Mannes, wie sie darthun, daß seine Jugend schon den ausgezeichneten, auf das Ungewöhnliche und Große gerichteten Geist ahnden ließ. Man vergleiche übrigens mit diesem Fragmente ein ähnliches, welches Nicolai in seine Biographie Mösers aufgenommen hat; es findet sich dort S. 9—12. Wir fügen demselben die oben erwähnten Betrachtungen Mösers über die Spiele seiner Nerven zu.

Seine Gedanken über Religion, und namentlich über die christliche, hat Möser in verschiedenen Schriften wiederholt ausgesprochen; man wird aber auch die wenigen Fragmente, die wir hier mittheilen, die in größter Einfachheit einige Hauptpuncte seiner Ansicht enthalten, immer noch gern lesen. Seine Religion und seine Ansicht derselben war durchaus prac-

tisch, und Viele unsrer Zeit werden mit ihr nicht zufrieden seyn. Doch wird Keiner das Wort Christi: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ getrostler lesen können als er es konnte; und in der Antwort, die er dem Vicar in Savoyen auf die Frage: „So ist also die Religion Politik?“ ertheilt: „Ja, die Religion ist eine Politik, aber die Politik Gottes in seinem Reiche unter den Menschen“ — diese Antwort möchte wohl Tieferes enthalten, als manche neuere Schule, die die Tiefen der Gottheit zu erforschen sich bemüht, eingestehen mag.

Wir lassen hierauf einige Fragmente über Erziehung und Volksbildung folgen; wobei wir den Wunsch nicht unterdrücken können, daß es einmal einem erfahrenen, religiös und philosophisch gebildeten Pädagogen gefallen möge, Möser's Gedanken über Volkserziehung und Unterricht aus seinen Schriften auszulesen und im Zusammenhange darzustellen. Viele würden nicht mehr für unsre Zeit passen; aber der Geist, der sich in Möser's Ansichten kund giebt, gilt für alle Zeiten. Auch versteht es sich wohl von selbst, daß manche von den abgerissenen Gedanken, die wir mittheilen, cum grano salis zu verstehen sind; und man wird wohl thun, in Möser's Osnabrückischer Geschichte nachzusehen, was der Verfasser mit dem gesunden Menschenverstande wolle. Was heut-

zutage oftmals unter diesem Titel angepriesen wird, hat er sicher nicht gemeint.

Bei dem Briefe an einen jungen Staatsmann wird Mancher ausrufen: „Ist es nicht, als ob Möser diesen Brief in unsern Tagen geschrieben hätte!“ und gewiß könnte er ihn in dieser Zeit geschrieben haben; gewiß hätte er zu manchen politischen Ideen und Verfassungs-Vorschlägen, die seit einigen Jahrzehenden wie Pilze hervorschießen, den Kopf geschüttelt und über sie in dem ruhigen, verständigen Tone, in dem wir ihn hier reden hören, mit seiner gutmüthigen Ironie sich vernehmen lassen. Wir werden durch das mitgetheilte kleine Fragment auf eine mächtige Opposition geführt. Was wir aber in Möser's Schriften oft zu bemerken Gelegenheit haben, möchte auch hier statt finden. Wir würden, wäre der Brief vollendet worden, auch hier den Denker gefunden haben, der, über Parteiung erhaben, die Wahrheit jenseits der Streitenden erkennt. Denen, die, unbekümmert um Geschichte und Erfahrung, und ohne Achtung vor dem Alten und Bewährten, nur das Neue, der Leidenschaft und den Lieblings-Ideen des Tages Zusagende wollen, kann Möser's Wort als eine gesegnete Mahnung erschallen; aber auch die Gegenpartei wird nicht annehmen dürfen, sein Wort, das Wort eines solchen Mannes, sey ganz zu ihren Gunsten gesprochen. Des

wahrhaften, nach festen Grundsätzen handelnden Mannes Leben und Wirken ist der beste Commentar zu seinen Worten. Man erforsche Mösers's Leben und Wirken, und schließe dann, was er jenem jungen Staatsmanne wohl weiter mitgetheilt haben würde, wenn der Brief an denselben nicht ein Fragment geblieben wäre.

Der Aufsatz: Aber die Pferde wollen auch Leben scheint uns nach dem zuvor mitgetheilten die passendste Stelle zu finden.

Wie Möser die Natur, den Sinn des Volks kannte, wie er dessen Bedürfnisse fühlte und ehrte, davon ist der Aufsatz: Ueber den Tanz als Volks-Belustigung, neben so vielen andern, ein schöner Beweis; und dieses Fragment, wie klein es auch ist, giebt wiederum einen schönen Beleg zu der dem Verfasser eigenthümlichen Sinnes- und Schreibweise. Er sieht eine Sache nicht obenhin an, sieht nicht auf den äußern Schein, der, wie denn nichts auf der Welt so schön und tief ist, was nicht von den Menschen-Kindern durch Leichtfynn, Leerheit, Convenienz oder Frivolität verdreht und entstellt würde, so daß man seine eigentliche Natur kaum durchschimmern sieht, das Wahre bedeckt, oder in einem falschen Lichte erscheinen läßt; er sieht der Sache auf den Grund, erkennt das Menschliche in ihr, sieht die Erscheinungen, in

denen sie sich in der Wirklichkeit kund thut, in ihrem Zusammenhange. Ihm ist der Tanz nicht das, was der Städter in seinen Ball-Sälen erblickt; er geht zu den Wilden, in denen die ächte Natur des Menschen nicht verwischt ist, wo sie sich frei und ohne Convenienz zeigt, zu dem Landmann, der, weil er in Wahrheit, dem Worte der Schrift gemäß, im Schweiß seines Angesichts sein Brod ißt, auch das unverfälschte Bedürfniß der Freude und Erholung kennt. Hier haben wir schon eine dem Dichter eigenthümliche Eigenschaft; denn die wahre Poesie durchschaut die Dinge, erkennt ihren Grund und wiederholt, sie zur Erscheinung bringend, gleichsam die Schöpfung derselben. Aehnlicher noch zeigt sich Möser dem Dichter in der Darstellung. Er konnte das erkannte Wahre logisch entwickeln, konnte folgern und Schlüsse machen; er zieht vor, unmittelbar auf das Anschauungs-Vermögen zu wirken. Was er zu sagen hat, bietet uns sofort ein anmuthiges Bild. Der Fiedler auf der Tonne, die tanzende Jugend, die lobenden und ermunternden Alten, die junge Frau, die den Mann heranzieht, die Kinder draußen unter dem Fenster, die von der allgemeinen Lust fortgerissen werden — dies alles bildet eine eben so naive als passende Darstellung. Man fühlt des Darstellers Verwandtschaft mit dem Dichter, und er führt uns wie von selbst darauf, in-

dem er uns die alten Sänger bewundern läst, die rein und menschlich empfanden wie er. Bilder wie die im homerischen Schilde würden hier nicht am Ort gewesen seyn; er mußte den seinigen ein niederdeutsches Colorit geben. Nun aber geht sein Weg von dem des Dichters ab; dieser will nicht unmittelbar belehren; das war Möser's Absicht. Dabei fühlte er, daß das gewöhnliche moralische Predigen weniger Eingang finde und leicht ermude; er erfand eine Art, einen Ton, bei denen er dieses nicht zu fürchten hatte. So entstand seine vortreffliche Schreibweise; und durch ähnliche Betrachtungen veranlaßt, mag Goethe das Wort gesprochen haben: „daß Möser die mannigfaltigsten Formen erfand, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinne für rhetorisch gelten müssen.“

Welche schöne, menschliche Gesinnung aus diesem, wie aus vielen ähnlichen Aufsagen hervorleuchtet, braucht nicht weiter gesagt zu werden; das fühlt sich unmittelbar. Wie glücklich würde jeder Kreis von Menschen unter einem Aufseher und Lenker seyn, der in ihre eigentliche Natur, in die hieraus fließenden Bedürfnisse einzugehn, sie zu vermitteln wute! Die Erkenntniß hatte Möser im reichsten Maße; wer zweifelt, daß die Ausführung erfolgt seyn würde, wenn ihn sein Geschick auf einen Platz gestellt hätte, wo eine Verwirklichung so edler Phantasten möglich war?

Nicht mit derselben Gewißheit wie bei dem übrigen Mitgetheilten können wir von der Richtigkeit des nun folgenden Aufsazes über Winterlustbarkeiten reden. Alles Uebrige ist nach Möser's Handschrift abgedruckt, und diese, wie das ganze Neufere der Abfassung, ist unverkennbar und ihm eigenthümlich. In Hinsicht auf den genannten Aufsaz kann der Herausg. nur sagen, er sey überzeugt, daß Möser Verfasser desselben. Er fand sich gedruckt unter Möser's Papieren neben einem andern ähnlichen Inhalts. Das Blatt, auf dem er steht, gehört zu den Westphälischen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen, in welchen bekanntlich die meisten Aufsätze der Patriotischen Phantasien zuerst erschienen; es ist datirt vom 5. Februar 1780. Und was das Wichtigste, die Gedanken, die Fassung sind durchaus Möserisch. Hatte er in dem diesem vorangehenden Aufsaze das Vergnügen am Tanze als aus der reinen Natur des Menschen hervorgehend dargestellt, so hat er es hier mit Vergnügungen zu thun, wie sie Zeit, Umstände, Mode erzeugten. Da verfährt der weise Mann nicht stürmisch; er will nicht das Unmögliche; er will nur das einmal Vorhandene, wenn es auch nicht gerade seinen Beifall hat, möglichst unschädlich machen, Schranke und Maß zu erhalten suchen. Und so kann sein Wort, das an Tacitus schönes: est aliquid in con-

siliis erinnert, auch den heutigen Rigoristen in Moral und Religion eine Mahnung seyn.

Das Fragment: Ueber den Aberglauben unsrer Vorfahren befindet sich weiter ausgeführt und vollendet in den Vermischten Schriften (Theil 1, S. 330 ff.). Eine Vergleichung des Bruchstücks mit der Ausführung kann zeigen, wie ernst und nachdenklich Möser bei der letztern verfuhr. Wir theilen es indeß vorzüglich deshalb mit, weil wir ihm eine Bemerkung zufügen können, die auf einem einzelnen Blatte dem Manuscript jenes Fragments beigelegt war. Dieses letztere sprach Goethe'n, der sich wohl des Auffages in den Vermischten Schriften nicht erinnerte, so an, daß er es in der Zeitschrift Kunst und Alterthum (4, 2, S. 130 f.) abdrucken ließ, eingeleitet durch die Worte: „Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beizufügen.“

Schon aus den bisher berührten Gegenständen geht hervor, welcher mannigfaltige, reiche Stoff zu Behandlung und Darstellung Möser'n zu Gebote stand; wie er sich nach großen Mustern bildete, um in der Darstellung denselben auf würdige Weise zu bewältigen, das finden wir hie und da in der oben erwähnten Biographie und in den Briefen ausgesprochen*);

*) 3. B. in dem Briefe an Nicolai; Verm. Schr. Th. 2, S. 188.

wie weit er entfernt war, seine Originalität in blindem Erguß walten zu lassen; wie er nachgedacht hatte über Maß und Regel, ohne die alles, was in das Gebiet der Kunst gehört, nichts ist, davon ist das Fragment: Also sind die Regeln nicht zu verachten ein schönes Zeugniß. Schade, daß dieser Aufsatz nicht weiter gedieh! Er läßt vermuthen, wie der Verfasser einen Gegenstand ansah, über den zu seiner Zeit die Kritiker unter sich und mit dem Publicum in ewigem Streite lagen.

Wir übergehen, was er gegen das Ende des Fragments von Werken sagt, für die eine gewöhnliche Erfahrung ausreichen mag. Im Anfang desselben, wo der Adler als Gleichniß dient, ist ohne Zweifel von Werken der Kunst die Rede, gegen deren von den Batteur, Boileau's und Gottsched's aufgestellte Regeln im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eine mächtige Opposition in Deutschland sich erhob. Jede Opposition fördert das Wahre; aber selten ist sie es selbst. Einzelne Denker, über leidenschaftliche Parteiung erhaben, erkennen in Zeiten solcher Krisen die Wahrheit, insofern sich diese von sterblichen Augen erkennen läßt, jenseits der Streitenden. Möser, selbst Original, konnte kein Freund der kalten, nur vom Verstande aufgestellten Regeln seyn; aber eben so wenig konnte er sich zu jener Opposition bekennen; er

sah klar, wie sie zu Regellosigkeit und Unförmlichkeit führen müsse, da in seinem Geiste der Gedanke einer höhern Regel, eines vollkommeneren Maßes lebte, welches die Parteien nicht erkannten. Diese Regel, wie er durch das oben erwähnte Gleichniß andeutet, wie er wohl, wäre der Aufsatz zur Vollendung gediehen, weiterhin dargethan haben würde, war nicht die, nach der französische Kritiker hochmüthig über jedes Werk des Geistes absprachen und dasselbe in ihre conventionellen Schranken zwängten, nicht die, der zufolge Gottsched ein kümmerliches Häuschen zimmerte, in dem doch selbst die Riesen-Geister der Alten wohnen sollten, nicht die, der zu Liebe selbst Tasso sein hohes Heldengedicht in späterer Umgestaltung verderbte; sie ging von dem Gedanken aus, daß dem wahren Genie eine schöpferische Kraft inwohne, die ohne Regel und Maß nicht gedacht werden kann, daß in den Werken dieses Genies der Geist ein Abbild derjenigen Harmonie finden müsse, die er in begünstigten Stunden im Universum ahndet. Die weisen Griechen nannten die Welt Kosmos, das ist Ordnung, Maß, Regel; und hätte Möser jenen Aufsatz in späterer Zeit geschrieben (es ist ein schönes Zeugniß für seinen Geist, daß er damals das sagte, was jetzt zu sagen nicht schwer ist), er würde vielleicht das schöne Wort Schiller's angewandt haben:

Wodurch thut sich der Genius kund? — Wodurch sich der
Schöpfer
Kund thut; in der Natur, in dem unendlichen All.

Diesem Genius dient der Adler zum Gleichniß, der nach der Sonne fliegt, eine Bahn, auf der ihm Keiner voranslog, Keiner nachfliegen wird; die Bahn ist seine Regel, die er anderswo her hatte, als aus Lehrbüchern, das Eigentlichste und Tiefste seines Geistes.

Wie tief und ernstlich Möser über Behandlung des reichen, ihm zum Eigenthum gewordenen Stoffes nachgedacht, wie gründlich er der Eigenthümlichkeit und dem Reichthum seiner Muttersprache nachgeforscht, wie sauer er es sich habe werden lassen, um beim Niederschreiben dessen, was seinen Geist und sein Herz erfüllte, den richtigen Ton zu treffen, davon sind die folgenden, leider auch unvollendeten Aufsätze: die Geschichte in der Gestalt einer Epopöe, über die deutsche Sprache, und Vorrede zur zweiten Auflage des Harlequin, bedeutende Zeugnisse. Der zweite unter diesen kann als eine Ergänzung des unter Nr. 9. mitgetheilten Briefes an Michaelis betrachtet werden. Die Vorrede zum Harlequin mochte Möser schreiben, indem er mit einer neuen vermehrten Ausgabe dieses Meisterwerks umging; eine solche zu liefern hinderte ihn vielleicht der in Bremen im J. 1777 veranstaltete Abdruck, der wahrscheinlich

ohne Möser's Zustimmung erfolgte. Nicht weniger als sechs verschiedene Anfänge dieser Vorrede liegen vor uns, von denen wir den am weitesten gediehenen hier mittheilen. Die übrigen alle gehen nicht über ein paar Perioden hinaus; sichtlich ist es dem Verf. darum zu thun, den rechten Ausdruck, die rechte Wendung für den Humor, der ihn erfüllte, zu finden. Am Ende des Blattes, dessen Inhalt wir mittheilen, stehen Notizen und Namen, über die er wahrscheinlich sich weiter auszulassen im Sinn hatte: „Stehende historische Charactere: Henri IV. u. a. Harlots progress — Tom Jones — Clarissa — Pamela u. a. — Corporal Trim, Yorik u. s. w.“

Das Fragment: Ueber Vereine wird für Den Bedeutung haben, den die Mäßigkeits-Vereine in den nordamerikanischen Freistaaten interessiren, der von ihrer großen Wirksamkeit gehört. Es ist wahrscheinlich, daß die Zeit und die Noth Aehnliches auch bei uns in Anregung bringen werden; und da wird ein Wort von Möser großes Gewicht haben.

Die gelegentlichen, meist historischen, Bemerkungen konnten wir nur so abgerissen, wie die Leser sie hier finden, mittheilen. Zum Theil gehören sie größeren Fragmenten an, die sich aber für die Bekanntmachung nicht eigneten.

Es ist höchst interessant, Möser'n über seine Bil-